

Odendahl, Johannes. **Literarisches Musizieren. Wege des Transfers von Musik in die Literatur bei Thomas Mann.** Aisthesis: Bielefeld, 2008. 273 Seiten. ISBN 978-3-89528-681-0.

„Noch eine Arbeit über Thomas Mann und die Musik?“ Mit dieser Einleitung nimmt Johannes Odendahl alle Fragen vorweg, warum immer noch nicht alles zu Thomas Mann und der Musik gesagt ist. Die zahlreichen Studien zu unterschiedlichen Aspekten dieses Themas sind nicht zuletzt Thomas Mann selbst zu verdanken, der immer wieder auf die Verbindung seines Schreibens zur Musik hingewiesen hat. Dabei geht es Odendahl nicht so sehr um Thomas Manns Selbstaussagen, auch nicht um die Frage, welche Musik er oder seine Romanfiguren hören, es geht auch nicht um den Streit, inwieweit eigentlich Adorno als Mitautor des *Doktor Faustus* zu gelten hat. Als Germanist und Musiker interessiert Odendahl die Frage, inwieweit sich wirklich von musikalischen Strukturen in Thomas Manns Werk reden lässt; ob also die Selbstdarstellung des literarischen Musizierens gerechtfertigt ist.

Die Frage nach der Musikalität der Literatur ist dazu geeignet, gänzlich unterschiedliche Reaktionen hervorzurufen. Zur Frage des Leitmotivs bei Thomas Mann etwa lässt sich die gesamte Bandbreite aller möglichen Stellungnahmen zu musikalischen Bezügen in der Literatur finden: von unreflektierter, enthusiastischer Übernahme der vom Autor angebotenen Metapher bis hin zur pessimistischen Ablehnung jeglicher intermedialer Übertragungsmöglichkeiten.

Odendahl geht der Frage nach der Musikalität Thomas Mannscher Prosa nüchtern und mit viel Sachkenntnis nach. Im ersten Teil seiner Studie widmet er sich ausführlich den Musikbeschreibungen Thomas Manns. Der zweite Teil beschäftigt sich mit strukturellen Adaptionen, also mit der Frage, inwieweit sich wirklich von Leitmotiv im musikalischen Sinne bei Thomas Mann sprechen lässt, ob *Doktor Faustus* einem strengen Satz folgt und wie dabei die Polyphonie innerhalb der Romanstruktur zu verstehen ist. Fragen, die in der Thomas Mann-Forschung nicht neu sind aber von Odendahl erschöpfend und doppelt kompetent erörtert werden. Seine Doppelkompetenz als Germanist und Musiker gibt ihm eine umfassende Perspektive. Dies ist, zusammen mit ihrem klaren Stil und Aufbau, der Grund dafür, warum sich die Studie äußerst angenehm lesen lässt. Das Buch versucht in keinsten Weise, literarische Phänomene mit der musikalischen Benennung allein zu analysieren, schiefe Vergleiche werden vermieden. Stattdessen untersucht Odendahl eingehend, was wirklich im Text geschieht, ehe er mögliche Parallelen erörtert. Er beginnt am Anfang und geht den Fragen auf den Grund.

Viel Platz widmet Odendahl den Musikbeschreibungen bei Thomas Mann. In seine Romane und Erzählungen baut Mann in musikalisch kenntnisreicher und stilistisch beeindruckender Weise Beschreibungen von Musikstücken in die Handlung ein, angefangen von den frühen Erzählungen bis hin zu den fiktiven Kompositionen des Adrian Leverkühn in *Doktor Faustus*. Und ganz gleich wie knapp sie ausfallen, so kann Odendahl feststellen, wie mit größtem Geschick einerseits dem

Leser ein Eindruck des musikalischen Klanges verschafft wird, gleichzeitig aber, über die Art und Weise wie die Musik beschrieben wird, das jeweilige Musikstück mit Konstellationen und Themen der Romanhandlung verknüpft wird. Wie sorgfältig Mann schreibt, wird bis in die Phonemebene hin deutlich, so dass in der Schilderung hoher Tonlagen und Instrumente auch helle Vokale, bei Bassinstrumenten die dunklen Vokale vorherrschen; ähnliches gilt für die Konsonanten. Odendahl kann auch nachweisen, wie in den Musikbeschreibungen die Prosodie der Sätze in verkürzter Weise durchaus den Melodieverlauf des beschriebenen Stücks abbilden. In seiner Analyse wird der intermediale Bezug zur Musik also nicht durch das Importieren musikalischer Terminologie hergestellt. Statt dessen wird er durch sprachwissenschaftliche Analyse der phonologischen und prosodischen Eigenschaften, also ureigenster sprachliche Kennzeichen, einsichtig, und dies macht diese Studie so interessant.

Ähnlich verfährt Odendahl in der Frage struktureller Adaptionen. Das Leitmotiv bei Mann führt er nach Thomas Manns Selbstaussagen einerseits auf seine literarischen Wurzeln bei Tolstoi zurück. Er sucht nicht so sehr nach der Übertragung aus der Musik, als vielmehr nach dem gemeinsamen Nenner zwischen dem Leitmotiv bei Wagner, das im Grunde eine semantisierende Struktur ist, und wiederkehrenden Phrasen bei Mann. Diesen gemeinsamen Nenner findet er in der doppelten Bewegung von Kontextierung einer Phrase/Begriffs, und einer Bedeutungsaufladung, die wiederum in anderen Kontexten wirksam werden kann.

Ein weites Feld ist die Frage der Polyphonie in *Doktor Faustus* und ob sich in der Romanstruktur parallel zu Adrian Leverkühns Kompositionen ein strenger Satz finden lässt. In Hinblick auf die Kapitelanordnung findet sich ein Bezug auf die Zwölftontechnik, da immer zwölf Kapitel mit einer Variation der Grundreihe in Verbindung gebracht werden können.

In der Frage der Polyphonie macht Odendahl auf die Bedeutung des Kanons, der im Roman auch thematisiert wird, aufmerksam. Auf die Struktur des zeitversetzten Einsatzes eines Themas, das den Kanon kennzeichnet, greift nämlich auch der Erzähler in *Doktor Faustus*, Serenus Zeitblom, zurück. Indem er erzählte und Erzählzeit ständig miteinander thematisch verknüpft, erscheinen sie zeitlich versetzt aber im Lesen gleichzeitig anwesend. Aber anders als in der Leitmotivtechnik, wo Odendahl konstitutive Eigenschaften sowohl in Musik wie in den Texten Thomas Manns findet, stellt er in der Frage der Polyphonie lediglich einen metaphorischen Bezug zur Musik fest: „Die Rede von der Polyphonie in diesem Roman bleibt also eine Metapher /.../ allerdings eine sehr treffend gewählte“ (S. 205). Die Formulierung von der Metapher verstellt allerdings den Blick darauf, dass auch in der Umsetzung von Polyphonie der Text mit dem ihm zur Verfügung stehenden Möglichkeiten arbeitet, auch wenn Gleichzeitigkeit auf anderen Ebenen als der klanglichen realisiert.

Hier stößt die Studie an ihr grundlegendes Problem, nämlich dass Odendahl viel mehr als notwendig als Pionier in der Erforschung struktureller Bezüge zur Musik arbeitet. Zwar arbeitet Odendahl sorgfältig und mit viel Gespür. Jedoch erarbeitet er alle Fragen von Grund auf, auch da, wo er auf Ergebnisse innerhalb

der Intermedialitätsforschung hätte zurückgreifen können, in der sich die Studie auf dem Klappentext zwar verortet, deren Ergebnisse aber kaum aufgegriffen werden. Dies hat einerseits den Vorteil unkonventioneller Methoden. Innerhalb der *word and music studies* hat meines Wissens noch niemand derart konsequent versucht, Wortmusik, die klangliche orientierte Nachahmung von Musik, bis auf die Ebene der Phoneme und Prosodie hin zu verfolgen. Gleichzeitig ist in der Intermedialitätstheorie zunehmend von der Bedeutung medienübergreifender, transmedialer Gemeinsamkeiten die Rede (vgl. Elleström 2010), was Odendahls Ansatz durchaus unterstützt hätte. Das Fehlen eines passenden theoretischen Rahmens führt zu Unsicherheiten oder eben zu verpassten Chancen, die Konsequenzen der Ergebnisse zu erörtern. Es wäre sicherlich nicht so notwendig gewesen, den prozentuellen Anteil heller und dunkler Vokale der in dieser Hinsicht analysierten Musikbeschreibungen graphisch in einem Vokalviereck darzustellen, da helle und dunkle Vokale auch als Grapheme unterscheidbar sind. Die Besonderheit des Ergebnisses jedoch, dass Wortmusik sich also nicht in onomatopoetischen Abweichungen erschöpfen muss – wovon bislang häufig ausgegangen wird – sondern dass sie bei Thomas Mann in den Textfluss integriert ist, wird von daher nicht weiter diskutiert. Auch die Feststellung der metaphorischen Qualität der Polyphonie in *Doktor Faustus* müsste nicht notwendigerweise einen Schlusspunkt darstellen sondern eher einen Ausgangspunkt weiterer Diskussion. Wenn Odendahl darauf hinweist, dass im *Doktor Faustus* Polyphonie mit keinen grundlegend anderen Techniken erzeugt wird, wie sie etwa bereits im *Joseph* verwendet werden (S. 205), tut das dem musikalischen Bezug, der im *Doktor Faustus* stattfindet, keinen Abbruch. Irina Rajewsky betont in *Intermedialität* (2002), dass die Bezugnahme auf ein anderes Medium in einem Text, sogenannte intermediale Bezüge, stets nur mit den Mitteln des Textes arbeiten können (Rajewsky 2002, 57). Man geht in der Intermedialitätstheorie eben nicht von einem Transfer sondern von einer Bezugnahme aus. Es handelt sich nicht so sehr um *Wege des Transfers*, wie es im Untertitel von Odendahls Studie heißt, sondern um *Wege der Bezugnahme*. Es ist von daher nur folgerichtig, und kein Argument gegen den musikalischen Bezug, dass die Techniken, die im *Doktor Faustus* zur Hervorhebung von Gleichzeitigkeit benutzt werden, von Thomas Mann auch in anderen Kontexten verwendet werden. Die Technik an sich zeichnet keine besondere Musikalität aus, aber in *Doktor Faustus* wird mit ihrer Hilfe ein Bezug zur Musik hergestellt. Eric Prieto weist darüber hinaus in *Listening in* (2002) darauf hin, dass ein Text sämtliche ihm zur Verfügung stehenden Ebenen zum Erzielen intermedialer Bezüge zur Musik verwendet (Prieto 2002, 57). Die Parallele zum Kanon in der zeitlichen Struktur des Romans zwischen erzählter und Erzählzeit, muss von daher nicht die einzige sein sondern kann durch mehrere andere Techniken verstärkt werden.

”Der ‚musikalische‘ Charakter von Thomas Manns Dichtung bleibt so – abgesehen vom klanglichen Aspekt – schwer greifbar”, schreibt Odendahl abschließend. Damit erscheinen die Ergebnisse der Studie kleiner als sie sind. Die Ergebnisse werden eben nicht, wie Odendahl selbst meint, durch die Parallelen in anderen Werken teilweise relativiert oder durch ihre grundlegende Metaphorizität

weniger musikalisch. Im Kontext musikalischer Thematisierung erscheinen sie als gerechtfertigt. Eric Prieto betont, dass es nicht Ziel der Analyse sein kann, die Angemessenheit des musikalischen Bezuges zu bewerten. Die Frage nach der Funktion im Text, steht über der Frage der angemessenen Entsprechung (Prieto 2002, 65). Und in dieser Hinsicht bräuchte Odendahl nicht das zum Schluss zurückzunehmen, was er so kenntnisreich erarbeitet hat.

Beate Schirrmacher

Literatur:

Elleström, Lars (2010) (Hg.): *Media Borders, Multimodality and Intermediality*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.

Rajewsky, Irina O. (2002): *Intermedialität*. Tübingen, Basel: Francke.

Prieto, Eric (2002): *Listening In. Music, Mind, and the Modernist Narrative*. Lincoln, London: University of Nebraska Press.